

Manfred Heck

Perspektiven der Psychologie auf die Soziale Arbeit

1. Psychologie und Soziale Arbeit: Nachbarwissenschaften in komplementärem Verhältnis?

Angesichts der vielen Facetten, welche die beiden Wissenschaftsdisziplinen „Psychologie“ und „Soziale Arbeit“ abdecken - ihr Erkenntnisinteresse und ihre beruflichen Anwendungsbereiche erstrecken sich über die gesamte menschliche Entwicklung von der Geburt bis zum Tod und beleuchten menschliches Leben in unterschiedlichsten sozialen Lebenslagen -, kann ein Blick über den „Gartenzaun“ des einen Faches hinüber in den Garten des Nachbarn notwendig nur pointilistisch einige Aspekte aufgreifen. Ein solcher Blick hin zum Nachbarn dient meist der Orientierung, ob und inwieweit man friedlich nebeneinander leben kann, ob man sich gegenseitig etwas zu sagen und zu geben hat oder ob man vom Anderen gar Ungutes zu erwarten hätte. Um sich also ein Bild von ihm zu machen, erscheint es als eine sinnvolle Strategie, zunächst von der Selbstbeschreibung des Anderen auszugehen. Der Dachverband International Federation of Social Workers (IFSW), International Association of

Schools of Social Work, definiert seinen Gegenstandsbereich wie folgt: „Soziale Arbeit als Beruf fördert den sozialen Wandel und die Lösung von Problemen in zwischenmenschlichen Beziehungen, und sie befähigt die Menschen, in freier Entscheidung ihr Leben besser zu gestalten. Gestützt auf wissenschaftliche Erkenntnisse über menschliches Verhalten und soziale Systeme greift soziale Arbeit dort ein, wo Menschen mit ihrer Umwelt in Interaktion treten. Grundlagen der Sozialen Arbeit sind die Prinzipien der Menschenrechte und der sozialen Gerechtigkeit“ (DBSH 2012).

Im Vergleich zur dagegen sehr nüchtern und neutral anmutenden Definition der Psychologie als „Wissenschaft vom Verhalten und Erleben“ fällt auf, dass mit Sozialer Arbeit tendenziell ein Auftrag verbunden wird: Es geht hier epistemologisch betrachtet nicht einfach um eine im engeren Sinne absichtslose, möglichst objektive Sammlung von Wissen über einen bestimmten Gegenstandsbereich, eben das Verhalten und Erleben, wie es sich zumindest die Grundlagenwissenschaf-

ten der Psychologie - die Allgemeine und Persönlichkeitspsychologie, die Entwicklungs- und Sozialpsychologie - zur Aufgabe gemacht haben. Im Gegensatz dazu zeigt sich, dass in der Sozialen Arbeit mit dem Selbstverständnis der eigenen Profession - an eine Art säkularisierter „missio“ oder in familiendynamischer Terminologie an eine „Delegation“ erinnernd - humanistisch-sozial geprägte Aufträge verbunden werden, die erfüllt werden sollen. Diese werden darin gesehen, „sozialen Wandel“ zu fördern und an der „Lösung von Problemen in zwischenmenschlichen Beziehungen“ mitzuwirken. Soziale Arbeit wird hier nicht primär als ein neutrales wissenschaftliches Untersuchen aufgefasst, sondern sie soll aktiv Einfluss nehmen, eingreifen, „wo Menschen mit ihrer Umwelt in Interaktion treten“ und sie soll Menschen stärken, ihre Kompetenzen verbessern, sie „befähigen“, ihr Leben in „freier Entscheidung besser zu gestalten“. Die Richtung, in der man auf sozialen Wandel einwirken möchte oder in die man Menschen beeinflussen möchte, die mit ihrer Umgebung in Kontakt treten, wird,

auf den ersten Blick gesehen, nicht benannt. Doch man kann diese vielleicht aus dem emanzipatorischen Anspruch des Faches ableiten, nämlich Menschen dabei zu unterstützen, ihr Leben „besser zu gestalten“ und aus der ausdrücklichen Orientierung an den „Menschenrechten und sozialer Gerechtigkeit“. Man fühlt sich an Karl Marx erinnert, der an der idealistischen Philosophie kritisierte, dass sie die Welt nur verschieden interpretiert habe. Es komme aber darauf an, sie zu verändern! Man könnte sich fragen, ob es hier eine Entsprechung, eine Isomorphie, auch im Verhältnis von Psychologie zu Sozialer Arbeit geben könnte: Ist die Psychologie in ihrem Bemühen, Verhalten und Erleben sozusagen tendenzlos beschreiben und erklären, also wenn man so will „interpretieren“ zu wollen, nicht ähnlich aufgestellt wie die von Marx kritisierte idealistische Philosophie? Oder könnte man umgekehrt der Sozialen Arbeit ihren Wissenschaftsstatus streitig machen, weil sie von einem sozusagen parteilichen Ansatz aus sich anmaße, die Menschen befreien, emanzipieren zu wollen und sie Gefahr laufe, in ihrer Leidenschaft für die Verbesserung menschlichen Lebens und einer gerechteren Welt das Wissenschaftskriterium der „Objektivität“ einzubüßen? Tatsächlich könnte man Psychologie und Soziale Arbeit in einem kritischen Ergänzungsverhältnis zueinander verorten. Während Soziale Arbeit viel mehr als die Psychologie buchstäblich als eine „extrovertierte“, eine agierende dynamische Handlungswissenschaft imponiert, könnte man die Psychologie als eine reflexiv-zögernde, „introvertierte“ Wissenschaft verstehen, welcher die unbefangene Selbstverständlichkeit sozialarbeiterischen Agierens nicht geheuer ist, sondern welche mit der Untersuchung der eigenen Psyche gleichzeitig viel intensiver die Bedingungen und Beweggründe des eigenen wissenschaftlichen Handelns selbstkritisch hinterfragt. Dies

mag auch für die Stoßrichtung gelten, von der man sich die Veränderung und „Verbesserung“ der äußeren oder inneren Welt erhofft. Während man nicht selten geneigt scheint, sozialarbeiterischem Handeln ein naives Gutmenschentum zu unterstellen, müssen Psychologen sich oft Zweifel anhören, ob ihr Impetus sich nicht in übermäßiger Selbstreflexion und „Problematisierung“ totläuft.

In der Tat erscheinen nicht selten sowohl die sozialarbeiterische, als auch die psychologische Profession in Gefahr, tendenziell einäugig zu reagieren, wenn nicht jeweils beide Ebenen reflektiert werden: Ein klassisches Beispiel ist der Sozialarbeiter, den die heftigen Klagen einer Ehefrau über ihren trinkenden, schlagenden oder sich in anderer Weise destruktiv verhaltenden Ehemann anrühren und ihn veranlassen, ihr dringend die Trennung von ihm anzuraten und ihr unter großem persönlichem Einsatz eine Wohnung zum Auszug zu organisieren; der sich dann aber zum Narren gehalten fühlt, als die Frau dann doch kurz vor dem erwarteten Umzug in die nun zu ihrer vermeintlichen Rettung bereitstehende Wohnung umschwenkt: „April, April!“. Eigentlich habe ihr Mann doch auch seine guten Seiten. Irgendwie, merke sie, liebe sie ihn trotz allem doch immer noch und sie wolle doch lieber erst einmal bei ihm bleiben. Die verständliche, oft übermäßig persönlich erlebte Enttäuschung des engagierten Sozialarbeiters über das Zurückrudern seiner Klientin hat ihre Ursache in einem unzureichenden professionellen Verständnis der Paardynamik. Denn das Umschwenken der Frau ist die Folge davon, dass er das eheliche System nicht hinreichend verstanden, die Ambivalenz der Frau ihrem Mann gegenüber nicht erkannt bzw. unterschätzt hat. Umgekehrt erscheinen paartherapeutisch ambitioniert geschulte Psychologen gefährdet, in einer scheinbar hochkonflikthaften Ehesituation komplizierte Beziehungsstrukturen

enträtseln und interpretieren zu wollen, deren eigentlichen Hintergrund jedoch real schwierige soziale Bedingungen wie beengte Wohnverhältnisse, finanzielle Notlagen oder Arbeitslosigkeit bilden. Oft werden bei einer gefährdeten Paarbeziehung beide - in diesem Beispiel bewusst polarisiert überzeichnet dargestellten - Aspekte miteinander verknüpft sein. Dann wird erst eine Integration beider Perspektiven günstige Entwicklungsimpulse für das Paar bieten. In einem anderen Fall könnte aber eine psychologische, die inneren Ressourcen und Motivationen klärende Intervention die Richtige sein; in einem weiteren Fall aber eine Intervention angemessen sein, welche die sozialen Bedingungen fokussiert, die geeignet sind, die äußeren Ressourcen des Paares bzw. der Partner zu stärken. Das Wissen darum, dass die sozialarbeiterische und psychologische Profession in helfender Rolle für Menschen in psychosozialen Notlagen wechselseitig füreinander als Korrektiv wirken können, führte schon seit Längerem zur Schaffung sogenannter multidisziplinärer Teams, z. B. in Erziehungs-, und Drogenberatungsstellen oder auch in stationären Einrichtungen, in Heimen oder in der Kinder- Jugend- und auch der Erwachsenenpsychiatrie, in denen Sozialarbeiter und Psychologen miteinander berufsergänzend arbeitsteilig kooperieren. In der Klinik für Psychosomatische Medizin in Gießen spiegelte sich diese unterschiedliche fachliche Akzentsetzung in Formulierungen wider, die Helfer der verschiedenen psychosozialen Berufsgruppen seien entweder „Rocker“ - damit waren meist die aktiv auf die Klienten zugehenden, Hilfen organisierenden und meist stärker politisch interessierten und engagierteren Sozialarbeiter gemeint - oder „Hocker“, womit die im Therapie- raum sitzenden, mehr reflexiven, mehr psychotherapeutisch und nicht so sehr als politisch sich verstehenden Psychologen und Ärzte gemeint waren.

Wenn „Arbeit“ - erneut in Anlehnung an Karl Marx - dadurch definiert werden kann, dass sie einen verändernden Einfluss auf die Natur und den Menschen ausübt, so scheint Soziale „Arbeit“ den Akzent stärker auf die Veränderung der äußeren Verhältnisse, der „äußeren Welt“, durch Mobilisierung externer Ressourcen zu legen, während Psychologen dazu tendieren, die „innere Welt“ ihrer Klienten modifizieren zu wollen, einschließlich der oft unbewussten Beweggründe und Strukturen ihres Verhaltens und Erlebens. Unter Weckung und Nutzung vor allem der internen Ressourcen der Klientensysteme geht es Ihnen darum, mit Ihnen eine motivationale Basis für günstige, „salutogene“ Veränderungen zu suchen und diese erst in einem zweiten Schritt für die Veränderung der äußeren Realität zu nutzen. Dass ein vorschnelles Sich-Identifizieren mit den unmittelbaren, bewussten, offen artikulierten Veränderungswünschen von Klientensystemen und ein unmittelbares Angehen gegen die Symptomatik, die beklagten Beschwerden des Klienten, nicht selten zu kurzschlüssig sein kann, war bereits eine Erkenntnis der klassischen psychoanalytischen „Einsichtstherapie“ Freuds. Aber auch etwa die Rational-emotive Psychotherapie von Albert Ellis (1997, Schwartz 2011) und die rasante Entwicklung der kognitiven Verhaltenstherapie belegen den Erkenntnisgewinn auch der lerntheoretisch geprägten Psychotherapie, dass alleine mit standardisierten Therapiemanualen und Trainingsprogrammen, auch wenn diese sich leichter empirisch beforschen lassen, in der Regel nur begrenzte therapeutische Wirkungen zu erwarten sind. Wenn die Klienten hingegen in einer guten Kooperation mit dem Psychotherapeuten im Verlauf eines meist längeren Klärungsprozesses auf sie persönlich zugeschnittene, mutmaßlich erfolgreichere und befriedigendere Erlebens- und Verhaltensweisen entwickelt und diese

akzeptiert und integriert haben, kommt es in der Regel zu weitaus dauerhafteren Verhaltensänderungen (vgl. Orlinsky 2011 in Münch et. al. 2010).

Ein weiterer Unterschied zwischen der Klientel Klinischer Psychologie und der Klientel Sozialer Arbeit, der die genannten professionellen Haltungen unterstützt, besteht darin, dass die Patienten der Psychotherapeuten ihr eigenes Verhalten und Erleben meist selbst als problematisch und Leid verursachend bewerten und dadurch eher bereit sind, die Beweggründe ihres Verhaltens introspektiv zu erkunden und zu überprüfen, bevor sie schrittweise Veränderungen vornehmen, während die Klientel Sozialer Arbeit ihr eigenes Verhalten meist nicht in diesem Maße problematisiert und deren soziale Situation sie allenfalls dazu stimuliert, ihre sozialen Lebensbedingungen unmittelbar zu verbessern, woran Soziale Arbeit mit Empowermentstrategien oft unterstützend ansetzt.

Die Vermutung, dass Soziale Arbeit mit der Psychologie, insbesondere mit der Klinischen Psychologie, durchaus größere gemeinsame fachliche Schnittmengen hat, während bedeutsame Unterschiede vor allem in der Art der Klientel, der Art der Aufträge und in den genannten Akzentsetzungen in der Methodik der Intervention und der Ressourcenmobilisierung bestehen, scheint weitere Bestätigung zu finden, wenn man die Beschreibung Sozialer Arbeit, formuliert für das Teilgebiet der Sozialpädagogik durch den 4. Senat des Bundesarbeitsgerichtes, liest (1997):

„Knapp definiert besteht die Aufgabe des Sozialpädagogen in der Hilfe zur besseren Lebensbewältigung, was sich je nach der Problemsituation und auslösender Lebenslage als Entwicklungs-, Erziehungs-, Reifungs- oder Bildungshilfe verstehen lässt. Durch psychosoziale Mittel und

Methoden sollen die als Bedürftigkeit, Abhängigkeit und Not bezeichneten Lebensumstände geändert [werden]“ (DBSH 2012). Konzepte moderner Psychotherapie konvergieren entsprechend inzwischen weitgehend in der Auffassung, dass sich erlebnisbedingte, krankheitswertige psychische Störungen vor allem als Folge von Entwicklungsproblemen, im Sinne eines Zurückschreckens vor anstehender Weiterentwicklung, auffassen und behandeln lassen (vgl. Fürstenau 1994, 2007). In den sozialarbeiterischen und klinisch-psychologischen Disziplinen geht es beiden gemeinsam also vorrangig um Förderung von Entwicklung, wobei Soziale Arbeit häufig mit präventiver Intention interveniert: Etwa durch Aufklärung über die Wirkungen von Alkohol und Drogen oder über das Recht zur Grenzsetzung gegen jedwede physische oder psychische Übergriffe. Präventive Effekte entfalten auch die Vermittlung von Informationen über Genderaspekte oder spiel- und erlebnispädagogische Angebote für passive, wenig zur Eigeninitiative und Kontaktsuche fähige Kinder und Jugendliche. Ebenfalls präventiv wirken der Aufbau von sozialen Netzwerken durch Stadtteilarbeit und dadurch geschaffene sozioökologisch intakte Sozialräume, welche von gesellschaftlicher Isolation bedrohte Menschen ansprechen sollen oder sozialarbeiterische Angebote für Menschen bereit halten, die alt sind oder die unter psychischen oder körperlichen Behinderungen leiden. Psychotherapie greift dagegen meist erst ein, wenn es infolge nicht erreichter oder stagnierender Entwicklung bereits zur Dekompensation krankheitswertiger Störungen gekommen ist. In der stationären psychiatrischen Versorgung gilt inzwischen eine biopsychosoziale Versorgung der Patienten mit den drei therapeutischen „Säulen“: 1. Biologische Therapie (medizinisch-psychopharmakologisch), 2. Psychotherapie (mit ärztlicher oder psychologischer

Grundqualifikation) und 3. Soziotherapie (Sozialarbeiter/selten: Sozialpsychiater), als Standard fachlich angemessener Versorgung. Hier ist die Verzahnung der verschiedenen Professionen schon weitgehend selbstverständlich geworden (vgl. Streeck-Fischer 2011, 508-509).

2. Psychologie als eine der Grundlagenwissenschaften Sozialer Arbeit

In der obengenannten Definition wird die Psychologie ausdrücklich als eine der Wissenschaften genannt, welche die fachliche Basis für die Anwendungs- und Handlungswissenschaft Soziale Arbeit bilden, wenn dort erläutert wird, dass sie „gestützt auf wissenschaftliche Erkenntnisse über menschliches Verhalten und soziale Systeme“ interveniere. Damit wird - neben der Soziologie - die Psychologie als Wissenschaft vom menschlichen Verhalten und Erleben als ein zentraler Bezugspunkt für sozialarbeiterisches Handeln ausgewiesen. Bisher war in diesem Zusammenhang viel von der Klinischen Psychologie die Rede. Jedoch können auch die anderen psychologischen Teildisziplinen in vieler Hinsicht für die Praxeologie Sozialer Arbeit von großem Nutzen sein: So vermittelt die Allgemeine Psychologie u.a. grundlegende Erkenntnisse über Motivation und Lernen und verbindet neueste neurobiologische Forschungsbefunde mit dem psychologisch-experimentell gewonnenen Wissen über die Funktionsweise des Gehirns, das sich aktiv und intentional wahrnehmend ein inneres Abbild von der äußeren Wirklichkeit konstruiert, beeinflusst von den eigenen Bedingungen, Strukturmerkmalen, Bedürfnissen und Werten. Dabei kann es für Sozialarbeiter sehr nützlich sein zu wissen, dass Erinnerungen immer aktiv konstruierte Gedächtnisleistungen des Zentralorgans sind, welche ebenso wie die Wahrnehmungen die Wirklichkeit nicht eins zu eins abbilden, sondern vielerlei verzerrenden Einflüssen unter-

liegen können. Mit allgemeinspsychologischem Hintergrundwissen können sie den Informationsgehalt besser einschätzen, wenn Klienten von wichtigen Personen und Ereignissen ihres Lebens berichten. Ihnen ist dabei dann bewusst, dass Erlebnisse oft umso weniger eine „objektive“ Realität abbilden, je mehr massive Affekte, Rechtfertigungsbedürfnisse oder gar Traumata dabei eine Rolle spielen. Die Forensische Psychologie hat, auch zum Ausgleich der relativ großen Unzuverlässigkeit unserer sozialen Wahrnehmung, eine hochentwickelte Methodik entwickelt, um den Wahrheitsgehalt von Aussagen abschätzen zu können, insbesondere um die Glaubwürdigkeit und Zurechnungsfähigkeit von Menschen zu beurteilen. Entsprechende Kenntnisse können von eminenter Bedeutung sein, wenn es in der Sozialen Arbeit um die Einschätzung von Kindeswohlgefährdung durch physische oder psychische Gewalt oder durch vermuteten sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen geht. Die Methoden und Kompetenzen psychologischer Gutachterttechnik können auch eine große Hilfe sein, wenn im Rahmen der Jugendhilfe für Familiengerichte bezüglich von Scheidung betroffener Familien Stellungnahmen erarbeitet werden müssen, wie das Sorge- und Aufenthaltsbestimmungsrecht oder das Besuchsrecht zum bestmöglichen Wohl der Kinder geregelt werden sollte. Obwohl diese Kinder ohne eigenes Verschulden in den Sog der Trennung ihrer Eltern als Paar hineingezogen und dadurch meist in hohem Maße in ihren emotionalen Bindungen und in Bezug auf ihr Lebensumfeld verunsichert werden, reagieren besonders jüngere Kinder oft mit Schuldattributionen, in denen sie sich die Verantwortung für die Trennung durch vermeintlich die Eltern belastendes eigenes Verhalten zuschreiben. Häufig reagieren sie auch mit einseitiger Parteinahme für einen Elternteil

und entsprechend übergroßer Loyalität oder der Übernahme unangemessener Verantwortung (Parentifizierung). Insbesondere für die ca. 10 Prozent der sogenannten hochstrittigen Scheidungen hat die Psychologie ein differenziertes Interventionsinventar geschaffen, dessen Wissenstransfer auf sozialarbeiterische Berufe die Chancen verbessern würde, die hier drohenden psychischen Schädigungen zu begrenzen (Walper et al. 2011, Weber et al. 2006). Eine weitere psychologische Anwendungswissenschaft, die Organisationspsychologie, verfügt über ein differenziertes Inventar sowohl zur psychodiagnostischen Einschätzung, als auch zur modifizierenden Einflussnahme auf soziale Organisationen in Bezug auf die Ausschöpfung ihrer Ressourcen für die ihnen gestellten Aufgaben. Dabei geht es u.a. auch um eine angemessene und situationsadäquate Gestaltung von Führung und die vielen Facetten damit zusammenhängender Formen von Macht und damit gegebene Möglichkeiten sozialer Einflussnahme. Organisationspsychologisches Wissen vermittelt auch Kompetenzen über Möglichkeiten zur Aktivierung und Motivierung von Mitarbeitern und über Teamentwicklung in psychosozialen Institutionen. Dabei geht es u. a. um Steuerungstechniken mit dem Ziel, die Mitglieder in einen guten kooperativen Zusammenhang zu bringen, ihre „human resources“ zu aktivieren und fokussiert für die Aufgabe der Organisation auszuschöpfen. Insbesondere für Aufgaben Sozialer Arbeit im Bereich des Sozialmanagements sind Kenntnisse über die psychologischen Wirkungen verschiedener Hierarchie-, Kommunikations- und Organisationsstrukturen, Fragen der Mitarbeitermotivierung, sinnvoller Informationssteuerung und der verschiedenen Leitungsstile von kaum zu überschätzendem Nutzen. Schließlich stellt die psychologische Grundlagendisziplin Sozialpsychologie für viele An-

wendungsfelder Sozialer Arbeit wichtiges Basiswissen zur Verfügung. Man kann sich zum Beispiel Soziale Arbeit mit sozialen Randgruppen oder die Arbeit mit Menschen mit einer ihre soziale Integration erschwerenden Migrationshintergrund ohne sozialpsychologische Kenntnisse über soziale Einstellungen, über Vorurteile und Stigmatisierung und Möglichkeiten, diese zu reduzieren, kaum vorstellen. Auch „Antiaggressionstrainings“ in der Arbeit mit jugendlichen Delinquenten in sozialtherapeutischer Gruppenarbeit oder Schulsozialarbeit mit verhaltensauffälligen Schülern oder die Arbeit mit rechtsradikalen Gruppierungen oder „Hooligans“ sind ohne Kenntnisse über Gruppenbildung, Formen der Aggression und Techniken, die Wahrscheinlichkeit ihrer Manifestation zugunsten des Aufbaus sozial konstruktiver, altruistischer Verhaltensweisen zu reduzieren, kaum denkbar. Die Sozialpsychologie zeigt auch eindrucksvoll auf, dass das in der Definition Sozialer Arbeit genannte Konstrukt „Soziale Gerechtigkeit“ sehr unterschiedlich interpretiert und das Erleben mangelnder Fairness zur Quelle massiver Aggression werden kann (Bierhoff 1998). Schließlich kann die Pädagogische Psychologie bei dem vom 4. Senat des Bundesarbeitsgerichtes formulierten Auftrag der „Reifungs- und Bildungshilfe“ (ebd.) wichtige theoretische, diagnostische und methodische Kompetenzen beisteuern.

3. Was können Soziale Arbeit und Psychologie voneinander lernen?

Nachdem zuletzt vor allem betrachtet wurde, inwieweit die Psychologie nützliche Kompetenzen für die Soziale Arbeit zur Verfügung stellen kann, sollen nun - notwendig ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit - einige Aufgabengebiete benannt werden, in denen sich beide Fächer bereichern können. Die Soziale Arbeit fußt

zu einem guten Teil auf einer „Normalitätshypothese“: Eine ihrer zentralen Handlungsorientierungen ist die, dass Menschen sich am ehesten normal verhalten, wenn sie in normalen sozialen Verhältnissen leben. „Normal“ ist dabei nicht im statistischen Sinne des quantitativen Durchschnitts gemeint, sondern im Sinne humaner, „gesunder“ sozialer Lebensbedingungen. Mit der Förderung salutogener, gesundheitsfördernder sozialer Lebensumstände ist die Erwartung verbunden, dass auch die individuellen Biografien der Menschen eine bessere Chance haben zu gelingen (vgl. Antonovsky 1979, 1997). Im Grunde entspricht dies der sozialpsychologischen Erkenntnis, dass der jeweilige soziale Kontext einen hohen Einfluss auf das Erleben und Verhalten einer Person ausübt. Nicht von ungefähr ist die klinische Anwendung dieses Zusammenhangs, die Systemische Therapie, in der Sozialen Arbeit zu einem hochpräferierten Verfahren geworden. Die Erwartung, dass die synchrone, - d.h. die das gleichzeitige, gegenwärtige, aktuelle fokussierende - Perspektive wichtiger sei, als die diachrone - d. h. das lebensgeschichtlich in der Entwicklung aufeinander Folgende - war und ist die grundlegende Hypothese Systemischer Therapie. Die damit verbundene Skepsis gegen sich tief in biografische und persönlichkeitsinterne Aspekte versenkende Psychotherapieschulen, insbesondere die Psychoanalyse, sorgte für einen enormen kreativen Schub, der die Theorie und Praxis psychotherapeutischer Technik bis heute bereichert, auch wenn die Radikalität der systemtherapeutischen „Klassiker“ in der weiteren Entwicklung des Verfahrens auch aus guten fachlichen Gründen deutlich abgemildert wurde. Ein solcher direkt an der aktuellen Lebenswirklichkeit der Klientel ansetzender Zugang wird dennoch weiterhin mit guter empirischer Fundierung von der Anwendungswissenschaft Soziale Arbeit in Theorie und

Praxis vertreten und schafft für sie dadurch eine Art „Alleinstellungsmerkmal“. Der Coburger Hochschullehrer Helmut Pauls erläutert auf diesem Hintergrund das Fachgebiet „Klinische Sozialarbeit“ als eine mit einem eigenständigen theoretischen und methodischen Profil ausgestattete Subvariante Sozialer Arbeit. Sie sei eine „Teildisziplin der Sozialen Arbeit, die sich mit psycho-sozialen Störungen und den sozialen Aspekten psychischer und somatischer Störungen/Krankheiten und Behinderungen unter Berücksichtigung der Lebenslagen befasst. Gegenstand sind u.a. die Themen psycho-soziale Diagnostik/Assessment, psycho-soziale Beratung, Sozialtherapie, aufsuchende soziale Intervention, Betreuung, Case-Management, Prävention und Rehabilitation, gemeindenaher Versorgung und Sozialraumorientierung“ (2011, 22).

Die Klinische Psychologie wird ihrerseits dadurch immer wieder zur Überprüfung aufgerufen, ob nicht pragmatischere, unmittelbarer lebensweltbezogene Interventionen für ihre Patienten die Nützlichere seien könnten, was sie vor mancher intellektuell verkrusteten Kompliziertheit psychotherapeutischer Zugänge bewahren kann. Ein weiterer Beitrag der Sozialen Arbeit im Bereich der Abhängigenhilfe ist ebenfalls mit ihrer Fähigkeit zu gesundem Pragmatismus verbunden: Zur überfälligen Relativierung bzw. Erweiterung des vordem mit absolutem Anspruch vertretenen Ziels der Abstinenz für Menschen mit Alkohol- und Drogenproblemen haben die Ergebnisse sozialarbeiterischen Handelns sicher wesentlich beigetragen, welche aufzeigten, dass dieses Ziel für eine große Zahl der von Suchtproblemen betroffenen Menschen eine Überforderung darstellt. Dadurch wurde es im rechtlichen und behandlungsmethodischen Sinne „erlaubt“, mit einem Konzept von Schadensbegrenzung

(„harm reduction“) akzeptierende Drogenarbeit und -behandlung sowie das Ziel „kontrollierten Trinkens“ als eine weitere, komplementäre Möglichkeit der Drogenhilfe zu etablieren. Der gleiche Sinn für das Einfache und Nützliche führte zur Implementation auch mancher verhaltenstherapeutischer Techniken sowie der Methodik Lösungsorientierter Kurzzeithherapie in den Methodenkanon Sozialer Arbeit. Die in der eingangs zitierten Gegenstandsbestimmung Sozialer Arbeit zum Ausdruck kommende ethische Orientierung an den „Menschenrechten und sozialer Gerechtigkeit“ mag mit dazu beigetragen haben, dass auch die Humanistischen Psychotherapien in der Nachfolge von Carl Rogers in der Sozialen Arbeit großen Anklang fanden, weil diese für einen großen Teil ihrer Klientel vielleicht besonders geeignet erschienen; nämlich für die Arbeit mit Menschen, denen in ihrer Entwicklung kaum konsistente und kohäsive Wertorientierungen vermittelt wurden und die infolge ihres meist oft geringen sozialen Status in besonderem Maße unter dadurch bedingten Selbstwertproblemen und -schwankungen leiden. Als eine mutige Weiterentwicklung kann einem auch die Erweiterung sozialarbeiterischen Intervenierens durch das methodische Konzept der „Arbeit im Zwangskontext“ erscheinen, der den Gesichtspunkt der Hilfe mit kustodialen und potentiell auch sanktionierenden Elementen verbindet. Dem Verfasser erscheint die Wortwahl „Zwangskontext“ nichtsdestotrotz unglücklich, weil Zwang ethisch und pädagogisch nicht unbedenklich ist und tendenziell ungünstige Widerstands- und Reaktanzeffekte der Klientel provoziert. Er würde die Termini „Verpflichtungskontext“ oder „Sanktionskontext“ vorziehen.

Bei allem Respekt für die utilitaristisch orientierte Pragmatik, welche die Methodiken Sozialer Arbeit auszeichnet, sollen

abschließend auch einige problematische Aspekte benannt werden. Mit der Übernahme erkenntnistheoretischer Aussagen des Neokonstruktivismus zur angeblichen Relativität von Wahrheit, verstärkt auch durch die Wirkungen der sog. „Kybernetik zweiter Ordnung“ (vgl. Willke 2000) und der von vielen Systemtheoretikern im Zusammenhang mit der Selbstreferentialität und Autopoiese von menschlichen Systemen postulierten angeblichen Unvorhersagbarkeit ihrer Reaktion, ging oft ein überzogener Relativismus einher, sowohl durch den geforderten Verzicht auf eine vermeintlich überflüssige störungsbezogene Psychodiagnostik, als auch durch eine übersteigerte Relativierung der Gültigkeit von Wertorientierungen, bis hin zu einer diesbezüglichen Indifferenz im Umgang mit problematischen, dissozialen Verhaltensweisen von Klienten. Eine weitere Botschaft war die infolge der vermeintlichen Unberechenbarkeit von menschlichen Systemen behauptete Nichtabschätzbarkeit der Wirkungen therapeutischer Interventionen. Entsprechenden Fehlorientierungen können gerade die Entwicklungspsychologie und ihr klinischer „Ableger“, die Entwicklungspsychopathologie entgegensteuern. Erstgenannte bietet gerade für lösungsorientierte Berater und Psychotherapeuten ein unersetzliches Inventar gesunder Lösungen, insofern als sie gelingende Lebensformen für den gesamten Verlauf der menschlichen Lebensspanne beschreibt. Lösungen, die mit den Klientensystemen gesucht und als wünschenswerte und anzustrebende Ziele ausgehandelt werden, können und sollten daraufhin überprüft werden, ob sie mit dem Spektrum gelingender menschlicher Entwicklung, das in der Entwicklungspsychologie beschrieben wird, kompatibel sind. Die Entwicklungspsychologie, als umfassende Beschreibung der zu bestimmen Zeiten menschlicher Entwicklung erwarteten und zugänglichen

Verhaltensniveaus und wünschenswerter Lebensziele, ist gleichzeitig geeignet, den Sog der Defizitorientierung zugunsten von Ressourcenorientierung zu überwinden, der von den Problemen, Klagen und Beschwerden der Klienten ausgeht. Denn sie beschreibt differenziert die Möglichkeiten, wie man das Leben in den jeweiligen Entwicklungsphasen bewältigen und die mit diesen verbundenen Befriedigungschancen ausschöpfen kann. Manchen erscheint dabei bedauerlicherweise psychopathologisches Wissen entbehrlich. Dem ist allerdings entgegen zu halten, dass es ohne eingehende Kenntnisse auch der als pathologisch klassifizierten Erlebens- und Verhaltensformen unmöglich ist, einen empathischen Zugang zu finden und einen guten emotionalen Kontakt mit den hilfeschreitenden oder -bedürftigen Klienten herzustellen. Erst die Erfahrung des Klienten, von seinem professionellen Helfer verstanden zu werden, schafft die Basis für eine gute, vertrauensvolle Arbeitsbeziehung. Insofern erscheint es als ein großer Verlust, dass in den Studiengängen Sozialer Arbeit - soweit der Verfasser dies überblickt - die Vermittlung entsprechender psychologischer Kenntnisse und Kompetenzen zugunsten primär zweckrationalen, administrativen, rechtlichen und fallmanagementbezogenen Wissens immer mehr ausgedünnt wird. Die Soziale Arbeit läuft dadurch zugleich Gefahr, das in ihrer obengenannten Wissenschaftsdefinition enthaltene kritische Potential zunehmend zugunsten einer reibungslosen, verflachenden Anpassung an die Vorgaben von öffentlichen Arbeitgebern und Freien Trägern zu verlieren. Sie würde dann auf die Rolle eines willfährigen, kosteneffizienten Erbringers gesetzlich vorgeschriebener Aufträge reduziert und ihres emanzipatorischen Anspruches beraubt. In diesen Zusammenhang gehört ein letzter Aspekt: In der mit der Einführung von Bachelor- und Masterstudien-

gängen einhergehenden Formalisierung der Studiengänge ist die Ausbildung persönlichkeitsbezogener Kompetenzen zunehmend in den Hintergrund getreten. Die Studierenden werden kaum noch in Bezug auf die Entwicklung einer Fähigkeit gefördert und „trainiert“, welche für eine erfolgreiche Arbeit mit ihren späteren Klienten von entscheidender Bedeutung ist. Gemeint ist die interaktionale Kompetenz - zusammengesetzt aus interpersoneller Kompetenz (Fähigkeit zum Perspektivwechsel und zur Herstellung von Kommunikationsprozessen) und intrapersonaler Kompetenz (persönliche psychische Struktur und Motive des Helfers) (Grawe 1998) -, ihr im Studium erworbenes theoretisches Wissen in einer für den Klienten, eigentlich aber für beide bedeutsamen emotionalen professionellen Helferbeziehung zu aktualisieren. Die Befunde der vergleichenden Therapieforschung sowie die der neurobiologischen Forschung - Letztere konnte nachweisen, dass sich emotional bedeutsame Beziehungserfahrungen im Gehirn neuronal strukturell niederschlagen - deuten aber daraufhin, dass die Fähigkeit, eine emotional bedeutsame, engagierte Beziehung mit den Klienten herzustellen, einen der bedeutsamsten Prädiktoren für auch langfristig wirksame beraterische Prozesse darstellt (Bauer 2002, Grawe 1998, Orlinsky 2011). Es wäre eine lohnenswerte Perspektive für die Psychologie, wenn sie zukünftig mehr Gelegenheit hätte, die Ausbildung entsprechender Skills in den Studiengängen der Sozialen Arbeit zu unterstützen.

Literatur

Antonovsky, Aaron 1979: Health, Stress and Coping: New Perspectives on mental and physical Well-Being. San Francisco, Jossey-Bass

Antonovsky, Aaron 1997: Salutogenese: Zur Entmystifizierung der Gesundheit, Tübingen, DGVT-Verlag 6.

Bauer, Joachim 2002: Das Gedächtnis des Körpers- Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern, Frankfurt a. M., Eichborn

Bierhoff, Hans Werner 1998: Ärger, Aggression und Gerechtigkeit: Moralische Empörung und antisoziales Verhalten S. 26-47 in: Bierhoff, Hans Werner; Wagner, Ulrich 1998: Aggression und Gewalt, Stuttgart, W. Kohlhammer

Ellis, Albert (1997): Grundlagen und Methoden der Rational-Emotiven Verhaltenstherapie. Stuttgart. Klett-Cotta

Fürstenau, Peter (1994): Entwicklungsförderung durch Therapie. Grundlagen psychoanalytisch-systemischer Psychotherapie. Stuttgart Pfeiffer

Fürstenau, Peter (2007): Psychoanalytisch verstehen, Systemisch denken, Suggestiv intervenieren. Stuttgart. (Leben Lernen 144) Klett-Cotta /J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachflg

Grawe, Klaus (1998): Psychologische Psychotherapie. Göttingen. Hogrefe

Orlinsky, David E.(2011): Psychotherapieforschung und psychodynamisch-psychoanalytische Psychotherapien, 141-164 in: Münch, Karsten et. al.: Die Psychoanalyse im Pluralismus der Wissenschaften. Gießen Psychosozial Verlag

Pauls, Helmut (2011): Klinische Sozialarbeit - Grundlagen und Methoden psycho-sozialer Behandlung. Weinheim - München. Juventa

Schwartz, Dieter (2011): Vernunft und Emotion: Die Ellis-Methode - Vernunft einsetzen, sich gut fühlen und mehr im Leben erreichen. Dortmund. Verlag Borgmann Modernes Lernen

Streck-Fischer, Anette (2011): PP Deutsches Ärzteblatt Ztschft. Nr. 11. Köln. Deutscher Ärzte-Verlag, 508-509).

Walper, Sabine et al. (2011): Hochkonfliktliche Trennungsfamilien: Forschungsergebnisse, Praxiserfahrungen und Hilfen für Scheidungseltern und ihre Kinder. Weinheim - München. Juventa

Weber, Mathias (2006): Eskalierte Elternkonflikte: Beratungsarbeit im Interesse des Kindes bei hoch strittigen Trennungen. Weinheim - München. Juventa

Willke, Helmut (2000): Systemtheorie I: Eine Einführung in die Grundprobleme Stuttgart UTB 6. Aufl.

Internetverzeichnis

DBSH 2012, unter <http://www.dbsh.de/html/wasistsozialarbeit.html> Zugriff am 13.08.2012; Übersetzung des englischen Originaltextes (IFSW Delegates Meeting Montreal 2000) durch Barbara Molderings, DBSH, E-mail: ba.kl.molde@t-online.de

Autor



Manfred Heck, Jg. 1950, Prof. Dr. phil. Dipl.-Psych.; vertritt die Professur für Klinische Psychologie an der Universität Siegen. Er ist approbierter Psychologischer Psychotherapeut; Psychoanalytiker nach den Richtlinien der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung (DPV); Supervisor (BDP). Seine Themenschwerpunkte sind: Klinische Psychologie, Angewandte Sozialpsychologie, Organisationspsychologie und ihre Wechselbeziehungen